

Beiträge, die sich unter das im Buchtitel angegebene Thema stellen, schrieb der Herausgeber ein kurzes Vorwort. Im Bewußtsein der besonderen heutigen Schwierigkeiten, denen sich ein verantwortungsvoller Verkünder der christlichen Heilsbotschaft gegenübergestellt sieht, soll „eine Möglichkeit gezeigt werden, wie zentrale dogmatische Fragen heute wieder zur Sprache gebracht werden können und wie ihre Verkündigung aussehen könnte“ (7). In „zehn Konkretionen“ sollen die „wichtigsten Lebensfragen des Christen“ berührt und Antworten gesucht werden, die dem heutigen Menschen gerecht werden“ (7–8); diese Antworten werden jeweils aus evangelischer und katholischer Sicht geboten. Jeder Autor bringt in seinem Beitrag einen dogmatischen Teil und ein Verkündigungsbeispiel. Die Themen sind: Die Sinnfrage des menschlichen Lebens (Fr. Krüger – P. Hünermann); Die Heilstat Gottes in Christus (R. Weth – A. Grabner-Haider); Die Schuld des Menschen (R. Röhrich – K.-H. Weger); Die neue Gemeinschaft (Kirche) (E. Vályi-Nagy – H. Häring); Des Menschen Heil und Zukunft (M. Veit – A. Große-Suermann). Biographische Notizen zu den Autoren schließen das Werk ab.

Es ist nicht leicht, zu den einzelnen Beiträgen auf diesem knappen Raum hinreichende Bemerkungen zu machen. So seien nur einige Dinge genannt. Insgesamt gesehen wundert man sich nach der Lektüre der Beiträge nicht wenig über den gewählten Haupttitel der Sammlung. Es ist nicht einsichtig, was hier eigentlich mit „Dogma“ gemeint ist. Zudem sind die Darlegungen etwa von Grabner-Haider und A. Große-Suermann in ihren oberflächlichen, oft einfach unrichtigen Behauptungen und in ihrer dogmatischen Uninformiertheit unerträglich. Wie kann man (z. B.) sagen: „Niemand (!) wurde den Christen mit Nachdruck gesagt, daß es von ihrem Tun ... abhängt, was einmal endgültig aus dieser Erde wird ... Die dogmatische Eschatologie provoziert den Menschen nur zur Aktivität um seiner selbst willen, nicht um anderer willen“ (147: Gr.-S.). Solcherart Beispiele gibt es (leider) die Fülle. Wenn in mehrfacher Wiederholung als „Spezificum der katholischen Glaubenslehre“ (65) gesagt wird: „Gott hat gehandelt, endgültig, jetzt muß der Mensch handeln. Gott hat sein Werk an den Menschen abgetreten“ (66; Gr.-S.), so ist das für jedes christliche Welt- und Daseinsverständnis schlechthin ein Unding. Mit dieserart platten Sätzen (vgl. auch: „Das Ziel heißt ‚Reich Gottes‘, das ein Reich des Menschen sein wird, der zu sich selbst gekommen ist!“: 68) wird man eben gerade heutiger Verkündigungsnot nicht gerecht. Die Menschen durchschauen diese verbilligte „politische“ Theologie längst. „Das Stellvertretungsbekenntnis hat radikale Gleichschaltung und Kommunikation zur Folge“ (61): das sagt jeder ehrliche Marxist besser und

mit größerer Berechtigung, da er sich nicht auf falsch verstandene Hl. Schriften beruft. So fragt man sich, ob eben nicht zwar der Staub der Jahrhunderte, sondern der Staub, der sich auf vielleicht nie aufgeschlagene Lehrbücher während der Studienjahre gesammelt hat, eine Einsichtnahme in gültige dogmatische Traktate verhindert hat. Dabei darf sich heute niemand mehr auf die (freilich oft unzureichenden) alten Lehrbücher berufen, da wir längst die dogmatischen Arbeiten von Theologen wie K. Rahner, Y. Congar, H. U. v. Balthasar, K. Barth (um nur einmal diese älteren zu nennen) vorliegen haben.

Am besten gelungen erschienen uns die Beiträge etwa zur Schuldfrage (neben dem von P. Hünermann), vor allem der von R. Röhrich. Darin ist aufgegriffen, was die Menschen nach wie vor spüren und sich auch von Theologen nicht ausreden lassen möchten – mit Recht –, daß nämlich die Schuld nicht wegdiskutiert noch wegdialogisiert werden kann. Hier werden auch wirklich brauchbare Gedanken für die Verkündigung heute geboten.

Insgesamt also leider ein etwas zwiespältiges Werk. Das Anliegen ist gut, das Bestreben zu loben; der Erfolg dürfte in der angegebenen Richtung eher zu suchen sein. Heute tut bei den Verkündern zuerst ein demütiges Studium not; dann haben wir die Zuversicht, daß „der Geist zu sagen gibt, was wir reden sollen“.

Wien

Raphael Schulte

SIMONIS WALTER, *Ecclesia visibilis et invisibilis*. Untersuchungen zur Ekklesiologie und Sakramentenlehre in der afrikanischen Tradition von Cyprian bis Augustinus (Frankfurter Theologische Studien, 5. Bd.) (XIV und 134.) Frankfurt/M. 1970. Paperback DM 29.—.

Studien dieser Art zeigen dem Leser von heute, dem vielleicht die Problematik um sein Kirchenverständnis bewußter geworden ist, daß sich schon die frühe Kirche die Frage stellen mußte, ob diese Kirche ein sichtbares, soziologisch umschreibbares und hierarchisch strukturiertes Gebilde sein muß oder ob Glaube und anonyme Zugehörigkeit ausreichen und es nur eine Kirche der Heiligen geben kann.

Die Untersuchungen des Autors konzentrieren sich im ersten Teil, in dem die ekklesiologische Tradition der afrikanischen Kirche vor Augustin behandelt wird, auf den Kirchenbegriff bei Cyprian, bei den Donatisten und bei Optatus von Mileve. Die Donatisten scheinen die Konsequenz aus Cyprian gezogen zu haben, während Optatus bereits auf die neue Linie Augustins verweist, dem der zweite Teil des Buches gewidmet ist.

Kirche ist bei Cyprian heilige Gemeinschaft und wird nur von der Gemeinschaft her gesehen. Aus dieser nur personalistischen Sicht im Wesen der Kirche ist eine Unterscheidung

zwischen Form und Inhalt nicht am Platz. Eine eigentliche Wesensdefinition bietet Cyprian nicht. Aus den Umschreibungen ergibt sich, daß für ihn Kirche ein Gebilde aus Kirchenvolk und Hierarchie ist. Im Vordergrund steht dabei die Hierarchie, die das Volk Gottes zu leiten hat. Die Donatisten vertraten eigentlich nur konsequent die „originär afrikanische ekklesiologische Tradition, welche von Tertullian und Cyprian geprägt wurde...“ (23). Die zunächst parallel laufende römische Tradition überholte die afrikanische, „weil die Gunst der historischen Umstände auf seiten der römischen... Kirche und Theologie liegt“ (23). Kirche ist nach donatistischer Auffassung nur *communio sanctorum*. Alles andere gehört nicht zu ihr, daher wird sie immer eine kleine Kirche bleiben und Katholizität ist gerade kein echtes Merkmal, wenn man darunter Quantität versteht. Die Donatisten sehen darin einen qualitativen Begriff, nämlich die Bewahrung der echten Sakramente. Heiligkeit ist somit primär ekklesiologisch und nicht ethisch verstanden.

Als Augustinus offiziell in den Dienst der Kirche getreten war, stieg auch sein Interesse für das Wesen der Kirche. Die bisherigen spekulativen Überlegungen gegen Manichäer und Skeptizisten wichen praktischen Aufgaben im Dienste der Einheit und Erhaltung des Friedens in der Kirche. Er vertritt die Ansicht, daß die Kirche in ihrer konkreten weltlichen Existenzweise ein *corpus permixtum* sei, wo Heiliges und Unheiliges zusammenlebt. Darum ist die Kirche der Vollendung nur zum Teil mit der irdischen Kirche ident. Augustin liest seinen Kirchenbegriff von der Kirchenwirklichkeit ab. Waren bei Cyprian Sünder in der Kirche noch die traurige Ausnahme, so gehörte es zu Augustins Zeiten bereits zum Wesen der Kirche, daß sie aus Guten und Bösen besteht. Sie ist *ecclesia permixta* (84). *Ecclesia sancta* und *ecclesia permixta* sind nicht zwei entgegengesetzte Wirklichkeiten, sondern zwei verschiedene Gesichtspunkte der einen Kirche. Kirche ist nicht nur eine „Dimension des Personalen, Existenziellen“, sondern auch eine „Dimension des Sakrament-Institutionellen“ (99); mit anderen Worten, es ist zu unterscheiden zwischen Form und Inhalt, Leib und Geist, Sichtbarem und Unsichtbarem, *sacramentum* und *gratia*.

Das gute Inhaltsverzeichnis entschädigt nur zum Teil für das Fehlen jedweden Registers.  
St. Florian Karl Rehberger

GALOT JEAN, *Vers une nouvelle christologie*. (Collection „Théologie et vie“.) (119.) Duculot, Gembloux/Lethielleux, Paris 1971. Kart. lam. FB 99.—

Vorliegendes Werk des bekannten Jesuiten, eine Studie zur Neuorientierung der Christologie, ist in vier Großabschnitte gegliedert, von denen sich der erste (5–40) ausführlich

und kritisch mit den neuen christologischen Arbeiten von A. Hulsbosch, E. Schillebeeckx und P. Schoonenberg beschäftigt. Allgemeines Kennzeichen dieser modernen Auffassungen in der Christologie ist nach Meinung des Vf. das bewußte Abgehen vom traditionellen Glauben der Kirche, wie er in den großen Konzilien von Nicaea, Ephesus und Chalcedon festgelegt wurde. Da die neuen Theorien Jesus als gewöhnlichen Menschen, in dem sich Gott offenbare, hinstellten, werde zwar die Schwierigkeit, die sich aus der Verbindung der göttlichen mit der menschlichen Natur ergebe, vermieden. Wenn Christus aber nur eine menschliche Subjektivität oder Persönlichkeit (*subjectivité* ou *personnalité humaine*) besitze, so bleibe die *hypostatistische Union*, wie sie Schillebeeckx vorschlägt, im Dunkeln. Das eigentliche Problem werde dadurch letzten Endes unterdrückt und das *Mysterium* der Inkarnation aufgelöst, statt daß man versuchte, es aufzuhellen. Mit Recht betont G., daß die neue Ansicht der drei genannten holländischen Theologen keineswegs mehr der grundsätzlichen Aussage der Evangelien entspricht, denn hier wird die transzendente göttliche Sohnschaft Jesu als wesentliches Objekt des christlichen Glaubens deutlich aufgezeigt (vgl. etwa Jo 20, 30 f.). Wenn sich Schillebeeckx auf manche Texte der mittelalterlichen Scholastik, im besondern des Thomas v. A., berufen möchte, so beruhe dies auf einer schiefen Interpretation. Echter theologischer Pluralismus muß nach Galot immer innerhalb der Gegebenheiten des Glaubens bleiben, da es sich sonst um keine authentische Suche der geoffenbarten Wahrheit mehr handeln könne. Einer neuen Christologie müsse es um ein tieferes Verständnis des Mensch gewordenen Gottesohnes gehen (39 f.).

Das 2. Kapitel (41–65) erörtert zuerst die Begriffe „Natur“, „Person“ und „Hypostase“, die nach Auffassung der „neuen Christologie“ zu sehr an die Kategorien der griechischen Philosophie gebunden seien und der heutigen Zeit mit ihrem philosophischen Denken nicht mehr entsprächen. Demgegenüber weist Vf. darauf hin, daß sich die Unterscheidung dieser Begriffe erst nach und nach aus dem christlichen Denken heraus entwickelt habe. Das Konzil von Chalcedon verwende zwar griechische Termini, doch diese seien fundamentale Gegebenheiten, die für die Menschen aller Zeiten Gültigkeit besäßen. Der absolute Wert von Konzilsentscheidungen liegt für G. nicht darin, daß sie ein für allemal alles sagen, sondern daß sie zu einem bestimmten Problem *etwas Endgültiges* aussagen. Es sei darum ebenso bedauerlich, wenn sich manche Theologen in der Christologie zu ausschließlich an die Formulierungen des Konzils von Chalcedon hielten, da so die Weiterentwicklung zu einem vertieften Verständnis des Geheimnisses der Inkarnation unmöglich werde. Da dieses Konzil die Inkarnation